Kollektion von Arbeiten vor die Wiener Öffentlichkeit, verblüffte, entzückte und weckte, wie jede ungewöhnliche Erscheinung, natürlich auch Widerspruch, war aber fortan nicht mehr zu übersehen und hinterließ bei jedermann die Erwartung einer zweifellos sehr interessanten Entwicklung. Und sie wäre sicherlich auch für unser gesamtes Kunstleben von größter Bedeutung geworden, hätte es ein unerbittliches Geschick nicht anders beschlossen. Wieder rüsten wir jetzt im Österreichischen Museum zu einer Ausstellung, die zugleich Totenfeier und Fest der Lebenden werden soll, wieder gilt es in einem Ehrenraume eines dahingegangenen Künstlers Werk pietätvoll aufzubahren. Und diesmal ist's unfaßlicherweise Dagobert Peche, den wir betrauern, eine der Hoffnungen unseres Kunstgewerbes, die, ehe sie noch recht Gegenwart geworden, heute schon ins Reich des Vergangenen hinabsinkt. Wunderbar fruchtbar ist die österreichische Erde an genialen Menschen, aber furchtbar hart läßt sie sie ihr Genie entgelten und reißt sie nur zu oft vor der Vollendung wieder in den mütterlichen Schoß zurück. Das haben in unserer Zeit kurz nacheinander Schiele, Lendecke und nun auch Peche erfahren müssen. Denn so sonnig uns des Letzteren Kunst jederzeit anmutet, sein „Erdenwallen" entbehrte keineswegs so manchen tiefen Schattens.

Dagobert Peche wurde als zweiter Sohn des Notars Heinrich Peche und seiner Gattin Ernestine, geb. Kainrath, am 3. April 1887 zu St. Michael im Salzburgischen geboren. Sein Künstlertum, seine „Frohnatur, die Lust zu fabulieren", ist mütterliches Erbteil, doch fehlt es auch in väterlicher Linie nicht an künstlerischen Begabungen; noch unvergessen ist die Burgschauspielerin Therese Peche, deren Züge uns eine Lithographie Kriehubers überliefert hat. Im frühen Kindesalter kam Dagobert nach Oberndorf an der Salzach und erinnerte sich noch später des nachhaltigen